

HEYNE <

Das Buch

»Ich heiße Stephen Leeds, und ich erfreue mich vollkommener geistiger Gesundheit. Aber meine Halluzinationen sind allesamt ziemlich verrückt.« Auch die besten Detektive haben ihre dunklen Seiten. Stephen Leeds, unvergleichliches Genie und zurückgezogener Einzelgänger, hat gleich mehrere dieser Seiten. Neue Sprachen und Fähigkeiten kann er sich in kürzester Zeit aneignen – indem er sie als weitere Persönlichkeiten in seine Psyche integriert. Als Leeds den Auftrag erhält, eine gestohlene Kamera zu finden, die angeblich Bilder von der Vergangenheit machen kann, sind sämtliche Aspekte seiner facettenreichen Persönlichkeit gefordert, und er macht eine Entdeckung, die nicht nur die Fundamente der Wissenschaft erschüttern wird, sondern auch alles, was Stephen Leeds über sich selbst zu wissen glaubte. Der Wettlauf gegen die Zeit hat begonnen.

Der Autor

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit fantastische Geschichten. Er studierte Englische Literatur und unterrichtet Kreatives Schreiben. Mit den »Sturmlicht-Chroniken«, seinem großen Epos um das Schicksal der Welt von Roschar, erobert er regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten und begeistert auch in Deutschland viele Zehntausende Fans. Er wird bereits als der J. R. R. Tolkien des 21. Jahrhunderts gepriesen. Brandon Sanderson lebt mit seiner Familie in Provo, Utah.

Mehr über Brandon Sanderson und seine auf Deutsch übersetzten Werke finden Sie auf: www.brandon-sanderson.de

BRANDON
SANDERSON

LEGION

DIE VIELEN LEBEN DES STEPHEN LEEDS

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Michael Siefener

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
LEGION – THE MANY LIVES OF STEPHEN LEEDS
erschien erstmals 2018 bei TOR.

Die einzelnen Teile sind zuvor unter den Titeln LEGION (2012),
LEGION: SKIN DEEP (2014) und LIES OF THE BEHOLDER (2018)
veröffentlicht worden.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Legion © 2012 by Dragonsteel Entertainment, LLC;
first published in 2012 by Subterranean Press
Legion: Skin Deep © 2014 by Dragonsteel Entertainment, LLC;
first published in 2014 by Subterranean Press
Lies of the Beholder © 2018 by Dragonsteel Entertainment, LLC
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Joern Rauser
Umschlaggestaltung: Nele Schütze Design,
unter Verwendung des Originalmotivs von Greg Collins
Satz: Schaber Datentechnik, Austria
Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-32416-9

www.heyne.de

INHALT

VORWORT

9

LEGION

11

UNTER DER HAUT

99

**INS AUGE
DES BETRACHTERS**

281

DANKSAGUNG

413

Für Daniel Wells und Greg Creer

VORWORT

In meinen Werken ist die Psychologie als Superkraft ein wiederkehrendes Thema. Ich habe immer daran geglaubt, dass die Persönlichkeitsmerkmale, die uns alle einzigartig machen (die Art, wie wir Informationen verarbeiten, wie wir uns selbst motivieren und wie wir unsere Psyche vor schlechten Einflüssen schützen, während wir lernen, die guten zu schätzen), entweder unsere größten Stärken oder unsere schlimmsten Schwächen darstellen. Wie man sich selbst einschätzt und wie man das benutzt, was man hat, ist oft wichtiger als Talent, Geschick oder sogar übernatürliche Fähigkeiten.

Keine Reihe, die ich bisher geschrieben habe, hat diese Vorstellung eingehender erkundet als die der Legion-Geschichten. Ich habe die erste der insgesamt drei Novellen (die alle in diesem Band versammelt sind) im Jahr 2011 geschrieben. Die Prämisse war einfach: Was ist, wenn sich die Halluzinationen eines Menschen als hilfreich für sein Leben erweisen, statt eine Ablenkung für ihn darzustellen? Was daraus folgte, war eigentlich nicht so sehr die Erforschung eines realen psychologischen Phänomens, sondern ein Blick darauf, wie verschiedene Facetten unserer

Persönlichkeit auf die Art und Weise einwirken, wie wir mit der Welt umgehen.

Für mich erwies sich das als ein großer Spaß. Die Ergebnisse sind zum Teil Action-Abenteuer, zum Teil Komödie und zu einem weiteren Teil Science-Fiction aus einer sehr nahen Zukunft. Über die Jahre ist es mir nicht gelungen, mich ganz von Stephen Leeds zu trennen. Während ich diese Zeilen schreibe, ist *Legion* die einzige Novelle, zu der ich je eine Fortsetzung geschrieben habe. Für mich liegt etwas Berauschendes in dem, was ich auf den folgenden Seiten zusammengebraut habe. Irgendwie sind es sowohl flüchtige und luftige Mysterien als auch Erforschungen meiner eigenen Psyche. Das Schreiben dieser Novellen hat für mich eine Katharsis dargestellt – und eine angenehme Unterbrechung anderer Projekte –, und in gewisser Hinsicht sind es die persönlichsten Geschichten, die ich je geschrieben habe (insbesondere die dritte).

Auch wenn es sich dabei um einzelne Novellen handelt, habe ich sie doch geschrieben, weil ich eine durchgehende Geschichte erzählen wollte – während die letzte Novelle der kleinen Reihe ein Finale und einen Abschluss gibt. So befriedigend es auch gewesen sein mag, diese Geschichten zu schreiben, noch befriedigender ist es zu wissen, dass sie beendet sind und die Geschichte damit auserzählt ist, sodass ich diesen Band nun der Öffentlichkeit präsentieren kann: die wahre und vollständige Geschichte des Stephen Leeds.

Brandon Sanderson
März 2018

LEGION

ICH HEISSE STEPHEN LEEDS, und ich erfreue mich vollkommener geistiger Gesundheit. Aber meine Halluzinationen sind allesamt ziemlich verrückt.

Die Schüsse, die aus J. C.s Zimmer drangen, knallten wie Böller. Ich brummte etwas in mich hinein, griff mir die Ohrenschützer neben seiner Tür – ich hatte es mir angewöhnt, sie immer dort hängen zu lassen – und zwängte mich in sein Zimmer. J. C. trug seine eigenen Ohrenschützer, hielt die Pistole mit beiden Händen gepackt und zielte auf ein Foto von Osama bin Laden an der Wand.

Es wurde Beethoven gespielt. Sehr laut.

»Ich habe versucht, ein Gespräch zu führen!«, brüllte ich.

J. C. hörte mich nicht. Er leerte ein ganzes Magazin in bin Ladens Gesicht und trieb dadurch eine Ansammlung von Löchern in die Wand dahinter. Ich wagte nicht, näher zu kommen. Wenn ich ihn überraschte, könnte er mich versehentlich erschießen.

Ich wusste nicht, was geschehen würde, wenn eine meiner Halluzinationen mich erschoss. Wie würde mein Geist das bewerten? Zweifellos gab es mindestens ein Dutzend Psychologen, die darüber gern einen Artikel schreiben wür-

den. Aber ich hatte nicht vor, ihnen Gelegenheit dazu zu geben.

»J. C.!«, schrie ich, als er einmal mit dem Nachladen aufhörte.

Er warf mir einen kurzen Blick zu, grinste und nahm seine Ohrenschützer ab. J. C.s Grinsen sieht eher wie eine Drohung aus, aber ich hatte schon vor langer Zeit gelernt, mich davon nicht einschüchtern zu lassen.

»He, Dürrer«, sagte er und hielt die Pistole hoch. »Willst du auch ein Magazin oder zwei abfeuern? Du könntest ein wenig Übung gut gebrauchen.«

Ich nahm ihm die Pistole ab. »Wir haben den Schießstand aus einem bestimmten Grund in diesem Haus eingerichtet, J. C. Benutz ihn gefälligst.«

»Terroristen triffst du für gewöhnlich nicht auf dem Schießstand an. Nun ja, einmal ist es doch passiert. Aber das war reiner Zufall.«

Ich seufzte, nahm die Fernbedienung vom Beistelltisch und drehte die Musik leiser. J. C. streckte die Hand aus, drehte die Pistolenmündung so, dass sie in die Luft zeigte, und löste meinen Finger vom Abzug. »Sicherheit geht vor, Junge.«

»Es ist doch bloß eine eingebildete Pistole«, sagte ich und gab sie ihm zurück.

»Ja, klar.«

J. C. glaubt nicht, dass es sich bei ihm um eine Halluzination handelt, was ungewöhnlich ist. Die meisten von ihnen akzeptieren es irgendwann. Nicht aber J. C. Er ist groß, ohne fett zu sein; er hat ein kantiges, aber nicht sehr charaktervolles Gesicht und die Augen eines Killers. Das behauptete

er jedenfalls. Vielleicht trug er sie in seiner Hosentasche mit sich herum.

Er schob ein frisches Magazin in die Pistole und nahm wieder das Bild Osama bin Ladens ins Visier.

»Nicht«, warnte ich ihn.

»Aber ...«

»Er ist sowieso tot. Sie haben ihn schon vor langer Zeit erwischt.«

»Das ist die Geschichte, die wir der Öffentlichkeit erzählt haben, Dürrer.« J. C. steckte die Pistole in das Halfter. »Ich würde sie dir ja gern erzählen, aber ich darf es nicht.«

»Stephen?«, rief eine Stimme von der Tür her.

Ich drehte mich um. Tobias ist eine weitere Halluzination – oder ein »Aspekt«, wie ich sie manchmal nenne. Er ist schlaksig, und seine Haut ist ebenholzfarben. Auf den Wangen hat er dunkle Sommersprossen. Er hielt sein ergrautes Haar sehr kurz und trug einen locker sitzenden, bequemen Anzug ohne Schlips.

»Ich habe mich bloß gefragt«, sagte Tobias, »wie lange du diesen armen Mann noch warten lassen willst.«

»Bis er wieder geht«, sagte ich und trat zu Tobias in den Korridor hinaus. Wir beide gingen von J. C.s Zimmer weg.

»Er war sehr höflich, Stephen«, sagte Tobias.

Hinter uns schoss J. C. weiter. Ich ächzte.

»Ich werde mit J. C. reden«, sagte Tobias mit besänftigender Stimme. »Er versucht nur, seine Fähigkeiten nicht zu verlieren. Er will für dich von Nutzen sein.«

»Na, wenn das so ist ...« Ich ließ Tobias stehen und umrundete eine Ecke in dem luxuriösen Haus. Es hatte sieben- undvierzig Zimmer, und sie waren fast alle belegt. Am Ende

des Korridors betrat ich einen kleinen Raum, der mit einem Perserteppich ausgelegt und mit Holzpaneelen getäfelt war. Ich warf mich auf das schwarze Ledersofa in der Mitte.

Ivy saß in ihrem Sessel neben dem Sofa. »Hast du etwa vor, bei dem Lärm weiterzumachen?«, fragte sie über die Pistolenschüsse hinweg.

»Tobias will mit ihm reden.«

»Ich verstehe«, meinte Ivy und machte eine Eintragung in ihrem Notizblock. Sie trug einen dunklen Straßenanzug mit Hose und Jackett. Ihre blonden Haare hatte sie zu einem Knoten zusammengebunden. Sie war in den frühen Vierzigern und einer der Aspekte, die ich schon am längsten besaß.

»Wie fühlst du dich«, fragte sie, »wenn du bemerkst, dass dir deine Projektionen nicht mehr gehorchen?«

»Die meisten gehorchen mir«, sagte ich abwehrend. »J. C. hat noch nie etwas auf das gegeben, was ich ihm sage. Und das hat sich nicht geändert.«

»Willst du etwa leugnen, dass es schlimmer geworden ist?«

Ich erwiderte nichts darauf.

Sie machte eine weitere Notiz.

»Du hast wieder einen Bittsteller abgewiesen, nicht wahr?«, fragte Ivy. »Sie kommen zu dir, weil sie Hilfe brauchen.«

»Ich bin beschäftigt.«

»Womit? Mit dem Lauschen auf Pistolenschüsse? Damit, noch verrückter zu werden?«

»Ich werde nicht *noch* verrückter«, sagte ich. »Ich bin stabil geworden. Ich bin praktisch normal. Selbst mein nicht halluzinierter Psychotherapeut meint das.«

Ivy sagte nichts darauf. In der Ferne hörten die Schüsse endlich auf. Ich seufzte erleichtert und hob die Finger an die Schläfen. »Die formelle Definition des Wahnsinns«, sagte ich, »ist ziemlich unscharf. Zwei Menschen können sich im gleichen Zustand von gleicher Intensität befinden, doch der eine wird nach den offiziellen Standards als geistig gesund betrachtet, während der andere als krank angesehen wird. Man überschreitet die Grenze zur Verrücktheit, wenn einen der geistige Zustand davon abhält, korrekt zu funktionieren und ein normales Leben zu führen. Nach dieser Definition bin ich in keiner Hinsicht verrückt.«

»Das hier nennst du ein normales Leben?«, fragte sie.

»Es funktioniert doch recht gut.« Ich warf ihr einen seitlichen Blick zu. Ivy hatte den Mülleimer mit einem Notizbrett abgedeckt, wie üblich.

Wenige Augenblicke später trat Tobias ein. »Der Bittsteller ist noch immer da, Stephen.«

»Was?«, meinte Ivy. »Du lässt den armen Mann warten? Schon *seit Stunden*?«

»Also gut!« Ich sprang von dem Sofa. »Ich schicke ihn weg.« Ich schritt aus dem Zimmer und stieg die Treppe hinunter in die große Eingangshalle des Erdgeschosses.

Mein Butler Wilson – der keine Halluzination, sondern eine wirklich existierende Person ist – stand neben der geschlossenen Tür zum Wohnzimmer und schaute mich über den oberen Rand seiner Brille hinweg an.

»Sie auch?«, fragte ich.

»Vier Stunden, Master?«

»Ich musste mich unter Kontrolle bringen, Wilson.«

»Diese Entschuldigung benutzen Sie sehr gern, Master Leeds. Man fragt sich zwangsläufig, ob es in solchen Augenblicken eher um Nachlässigkeit als um Kontrolle geht.«

»Sie werden nicht bezahlt, um sich über solche Dinge den Kopf zu zerbrechen«, sagte ich.

Er hob eine Braue, und ich fühlte mich beschämt. Wilson hatte derartige Bissigkeiten nicht verdient. Er war ein hervorragender Diener und ein ausgezeichneter Mensch. Es war nicht leicht, Hauspersonal zu finden, das bereit war, sich mit meinen ... Besonderheiten abzufinden.

»Es tut mir leid«, sagte ich. »In letzter Zeit fühle ich mich etwas ausgelaugt.«

»Ich werde ein wenig Limonade holen, Master Leeds«, sagte er. »Für ...«

»Für uns drei«, meinte ich und deutete mit dem Kopf auf Tobias und Ivy – die Wilson natürlich nicht sehen konnte. »Sowie für den Bittsteller.«

»Für mich bitte ohne Eis«, sagte Tobias.

»Und ich hätte lieber ein Glas Wasser«, fügte Ivy hinzu.

»Kein Eis für Tobias«, sagte ich und stieß geistesabwesend die Tür auf. »Und Wasser für Ivy.«

Wilson nickte und ging, um das Verlangte zu holen. Er *war* ein guter Butler. Ich glaube, ohne ihn wäre ich verrückt geworden.

Ein junger Mann in Polohemd und Hose wartete im Wohnzimmer. Er sprang aus einem der Sessel auf. »Master Legion?«

Ich zuckte innerlich unter diesem Spitznamen zusammen. Ein besonders begabter Psychologe hatte ihn mir verpasst. Begabt für Dramatik, weniger für Psychologie.

»Nennen Sie mich Stephen«, sagte ich und hielt Ivy und Tobias die Tür auf. »Was können wir für Sie tun?«

»Wir?«, fragte der Junge.

»Nur eine Redewendung«, meinte ich, schritt ins Zimmer hinein und setzte mich in einen der Sessel gegenüber dem jungen Mann.

»Ich ... äh ... ich habe gehört, Sie helfen Menschen, wenn niemand sonst ihnen mehr hilft.« Er schluckte. »Ich habe zweitausend Dollar mitgebracht. In bar.« Er warf einen Umschlag mit meinem Namen und meiner Adresse auf den Tisch.

»Das verhilft Ihnen zumindest zu einer Konsultation«, meinte ich, öffnete den Umschlag und zählte rasch durch.

Tobias warf mir einen raschen Blick zu. Er hasst es, wenn ich Geld von den Leuten verlange, aber man kommt nicht an ein Haus mit genügend Zimmern für all seine Halluzinationen, wenn man umsonst arbeitet. Außerdem konnte es sich dieser Junge leisten, wenn man nach seiner Kleidung urteilte.

»Was ist das Problem?«, wollte ich wissen.

»Meine Verlobte«, sagte der junge Mann und holte etwas aus seiner Hosentasche. »Sie hat mich betrogen.«

»Mein Beileid«, sagte ich. »Aber wir sind keine Privatdetektive. Wir führen keine Überwachungen durch.«

Ivy ging im Zimmer auf und ab; sie setzte sich nicht, sondern schlenderte zu dem jungen Mann hinüber und betrachtete ihn eingehend.

»Ich weiß«, sagte der Junge rasch. »Ich wollte nur ... Wissen Sie, sie ist verschwunden.«

Tobias hob den Kopf. Er hatte etwas für Rätsel und Mysterien übrig.

»Er sagt uns nicht alles«, meinte Ivy, verschränkte die Arme vor der Brust und tippte sich mit dem Finger auf den Arm.

»Sicher?«, fragte ich.

»O ja«, antwortete der Junge, der annahm, dass ich mit ihm gesprochen hatte. »Sie ist weg, aber sie hat diese Mitteilung hinterlassen.« Er faltete ein Blatt Papier auseinander und legte es auf den Tisch. »Das Seltsame daran ist, dass es mir so vorkommt, als könnte darin eine verschlüsselte Botschaft stecken. Sehen Sie sich diese Worte an. Sie ergeben einfach keinen Sinn.«

Ich nahm das Blatt an mich und las die Worte, auf die er deutete. Sie befanden sich auf der Rückseite, waren hastig hingeworfen und wirkten wie eine Liste. Dasselbe Papier war später für den Abschiedsbrief seiner Verlobten benutzt worden. Ich zeigte ihn Tobias.

»Das ist Platon«, sagte er und deutete auf die Bemerkungen auf der Rückseite. »Das sind allesamt Zitate aus dem *Phaidros*. Ah, Platon. Ein bemerkenswerter Mann. Nur wenige wissen, dass er einmal ein Sklave gewesen und auf dem Markt von einem Tyrannen verkauft worden war, der mit seinen Meinungen nicht einverstanden war – und auch nicht damit, dass Platon dessen Bruder zu einem seiner Schüler gemacht hatte. Zum Glück wurde Platon von jemandem erworben, der vertraut mit seinem Werk war – man könnte sagen, es war ein Bewunderer, der ihn befreite. Es zahlt sich aus, ergebene Fans zu haben, sogar damals im alten Griechenland ...«

Tobias redete weiter. Er hatte eine tiefe, beruhigende Stimme, der ich gern zuhörte. Ich las die Bemerkungen und sah dann Ivy an, die mit den Schultern zuckte.

Die Tür wurde geöffnet, und Wilson trat mit der Limonade und mit Ivys Wasser ein. Ich bemerkte, dass J. C. draußen stand. Er hielt seine Pistole in der Hand, warf einen Blick in den Raum und betrachtete den jungen Mann. J. C. kniff die Augen zusammen.

»Wilson«, sagte ich, als ich meine Limonade nahm, »wären Sie so freundlich, Audrey zu holen?«

»Sicherlich, Master«, sagte der Butler. Tief in mir wusste ich, dass er nicht wirklich Gläser für Ivy und Tobias mitgebracht hatte, auch wenn er so tat, als würde er den leeren Sesseln etwas reichen. Mein Geist füllte den Rest aus, stellte sich die Getränke vor und zeigte mir, wie Ivy herüberkam und ihr Glas von Wilson entgegennahm, während er versuchte, es dorthin zu reichen, wo sie seiner Vermutung nach Platz genommen hatte. Sie lächelte ihn freundlich an.

Wilson ging.

»Also?«, fragte der junge Mann. »Können Sie ...«

Er verstummte, als ich den Finger hob. Wilson vermochte meine Projektionen zwar nicht zu sehen, aber er kannte ihre Zimmer. Wir konnten nur hoffen, dass Audrey zu Hause war. Sie hatte die Angewohnheit, hin und wieder ihre Schwester in Springfield zu besuchen.

Glücklicherweise spazierte sie nur wenige Minuten später in das Zimmer. Allerdings trug sie einen Bademantel. »Ich vermute, es ist wichtig«, sagte sie, während sie sich die Haare mit einem Handtuch trocknete.

Ich hielt zuerst die Notizen und dann den Umschlag mit dem Geld hoch. Audrey beugte sich herunter. Sie war eine dunkelhaarige Frau und ein wenig stämmig. Sie war vor

einigen Jahren zu uns gestoßen, als ich an einem Fälschungsfall gearbeitet hatte.

Eine oder zwei Minuten lang murmelte sie etwas in sich hinein, holte eine Lupe hervor – ich amüsierte mich darüber, dass sie eine in ihrem Bademantel mit sich herumtrug, aber so war Audrey nun einmal – und richtete den Blick von den Notizen zu dem beschriebenen Umschlag und wieder zurück. Die einen Worte stammten angeblich von der Verlobten, die anderen von dem jungen Mann.

Audrey nickte. »Definitiv dieselbe Handschrift.«

»Es ist kein sehr umfangreiches Vergleichsmaterial«, wandte ich ein.

»Es ist ... was?«, fragte der Junge.

»In diesem Fall reicht es völlig aus«, erwiderte Audrey. »Auf dem Umschlag steht dein voller Name sowie deine Adresse. Die Neigung der Handschrift, der Zwischenraum zwischen den Wörtern, die Bildung der Buchstaben ... alles führt zur selben Antwort. Außerdem hat er ein sehr charakteristisches *e*. Wenn wir den längeren Text als Vergleichsmaßstab nehmen, kann der Umschlag meiner Einschätzung nach mit neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit als von derselben Hand stammend angesehen werden.«

»Danke«, sagte ich.

»Ich hätte gern einen neuen Hund«, sagte sie, als sie wegging.

»Ich imaginiere dir kein Hündchen, Audrey. J. C. sorgt schon für genug Aufruhr. Ich will nicht, dass hier auch noch ein bellender Hund herumrennt.«

»Ach, bitte«, sagte sie und drehte sich vor der Tür um.

»Ich werde ihm unechtes Futter und unechtes Wasser geben

und mit ihm unechter Gassi gehen – alles, was ein unechter Hund verlangen kann.«

»Hinaus mit dir«, sagte ich, aber ich lächelte. Sie wollte mich nur aufziehen. Es war schön, einige Aspekte zu haben, denen es nichts ausmachte, Halluzinationen zu sein. Der junge Mann bedachte mich mit einem Blick der Verblüffung.

»Sie können damit aufhören, mir etwas vorzuspielen«, sagte ich zu ihm.

»Vorspielen?«

»Sie müssen nicht so tun, als wären Sie überrascht, wie ›seltsam‹ ich bin. Das war ein ziemlich amateurhafter Versuch. Ich vermute, Sie sind ein Student?«

In seinen Augen zeigte sich Panik.

»Beim nächsten Mal sollten Sie einen Zimmergenossen bitten, für Sie zu schreiben«, sagte ich und warf ihm das Blatt entgegen. »Verdammt, für so etwas habe ich keine Zeit.« Ich stand auf.

»Du könntest ihm ein paar Fragen stellen«, sagte Tobias.

»Nachdem er mich angelogen hat?«, fuhr ich ihn an.

»Bitte«, sagte der Junge und erhob sich ebenfalls. »Meine Freundin ...«

»Vorhin haben Sie sie als Ihre Verlobte bezeichnet«, sagte ich und drehte mich um. »Sie sind hier und versuchen mich für einen ›Fall‹ zu interessieren, bei dem Sie mich an der Nase herumführen wollen, während Sie sich insgeheim Notizen über meinen Zustand machen. Ihr wahres Anliegen besteht darin, eine Dissertation oder etwas Ähnliches über mich zu schreiben.«

Er machte ein langes Gesicht. Ivy stand hinter ihm und schüttelte geringschätzig den Kopf.

»Glauben Sie etwa, Sie sind der Erste, der auf diese Idee kommt?«, fragte ich.

Er zog eine Grimasse. »Sie können niemanden dafür verurteilen, dass er es versucht hat.«

»Doch, das kann ich, und das tue ich«, sagte ich. »Sogar sehr oft. Wilson! Wir brauchen bessere Sicherheitsmaßnahmen!«

»Nicht nötig«, sagte der Junge. In seiner Hast fiel ihm ein Miniaturrekorder aus der Hemdtasche und klapperte auf den Tisch.

Ich hob eine Braue, als er errötete, den Rekorder an sich nahm und aus dem Raum schoss.

Tobias stand auf und kam zu mir herüber. Er hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt. »Armer Junge. Vermutlich muss er zu Fuß nach Hause gehen. Und das in diesem Regen.«

»Es regnet?«

»Stan sagt, dass er bald einsetzen wird«, meinte Tobias. »Hast du schon einmal darüber nachgedacht, dass sie so etwas weniger oft versuchen würden, wenn du dann und wann zu einer Befragung bereit wärest?«

»Ich bin es leid, mich in Fallstudien wiederzufinden«, sagte ich und machte eine abwehrende Handbewegung. »Ich habe keine Lust mehr, herumgestoßen zu werden. Ich habe keine Lust mehr, etwas Besonderes zu sein.«

»Was?«, sagte Ivy belustigt. »Würdest du lieber einen Bürojob haben und jeden Tag am Schreibtisch sitzen? Und dieses geräumige Haus aufgeben?«

»Ich sage nicht, dass mir die Nebeneinnahmen nicht gefallen«, meinte ich, als Wilson wieder eintrat, den Kopf wen-

dete und zusah, wie der junge Mann durch die Haustür floh. »Vergewissern Sie sich bitte, dass er wirklich geht, Wilson.«

»Selbstverständlich, Master.« Er übergab mir ein Tablett mit der Tagespost darauf, dann verließ er den Raum.

Ich sah die Post durch. Er hatte schon die Rechnungen und die Werbung aussortiert. So waren nur ein Brief von meinem real existierenden Psychotherapeuten – den ich nicht weiter beachtete – und ein unscheinbarer weißer großer Umschlag übrig geblieben.

Ich runzelte die Stirn, nahm ihn an mich und riss ihn auf. Dann holte ich den Inhalt heraus.

Es war nur ein einziger Gegenstand in dem Umschlag. Eine einzige Fotografie, fünf mal acht, in Schwarz-Weiß. Ich hob eine Braue. Es war die Darstellung einer Felsenküste; einige Flechten hingen an einem Stein, der in das Meer hineinragte.

»Nichts auf der Rückseite«, sagte ich, als Tobias und Ivy mir über die Schulter blickten. »Sonst ist gar nichts in dem Umschlag.«

»Ich wette, das ist wieder von jemandem, der ein Interview zu bekommen versucht«, meinte Ivy. »Es ist immerhin ein besserer Ansatz als der des Jungen.«

»Es sieht nicht nach etwas Besonderem aus«, sagte J. C., der sich neben Ivy drängte, die ihn dafür in die Schulter stieß. »Felsen. Bäume. Langweilig.«

»Ich weiß nicht ...«, meinte ich. »Da steckt mehr dahinter. Tobias?«

Tobias nahm die Fotografie an sich. Zumindest sah ich das. Vermutlich hatte ich das Foto noch in der Hand, aber ich spürte es dort nicht mehr, während ich sah, wie Tobias

es betrachtete. Es ist seltsam, wie der Verstand die Wahrnehmung zu verändern vermag.

Tobias betrachtete das Bild lange. J. C. schob den Sicherheitsbügel seiner Pistole hin und her.

»Redest du nicht andauernd darüber, wie wichtig das Sichern von Waffen ist?«, zischte Ivy ihn an.

»Alles ist sicher«, antwortete er. »Der Lauf zeigt auf niemanden. Außerdem habe ich die vollkommene Kontrolle über jeden Muskel meines Körpers. Ich könnte ...«

»Still, ihr beiden«, sagte Tobias und hielt sich das Bild näher vor die Augen. »Mein Gott ...«

»Bitte sprich den Namen Gottes nicht so leichtfertig aus«, sagte Ivy.

J. C. schnaubte verächtlich.

»Stephen«, sagte Tobias. »Zum Computer.«

Ich ging mit ihm zum Rechner im Wohnzimmer, setzte mich davor, und Tobias beugte sich über meine Schulter. »Such nach der Einsamen Zypresse.«

Ich tat es und klickte nach Bildern. Ein Dutzend Schnappschüsse desselben Felsens erschienen auf dem Bildschirm, aber auf allen wuchs ein größerer Baum. Der Baum auf diesen Fotos war ausgewachsen; er sah uralt aus.

»Na toll«, meinte J. C. »Immer noch nur Bäume. Immer noch nur Felsen. Immer noch langweilig.«

»Das ist die Einsame Zypresse, J. C.«, erklärte Tobias. »Sie ist berühmt, und angeblich ist sie *mindestens* zweihundertfünfzig Jahre alt.«

»Na und?«, fragte Ivy.

Ich hielt das Foto hoch, das mir zugeschickt worden war. »Hier ist sie höchstens zehn Jahre alt.«

»Vielleicht sogar noch jünger«, sagte Tobias.

»Wenn dieses Foto also echt sein sollte«, meinte ich, »dann müsste es Mitte oder Ende des 17. Jahrhunderts aufgenommen worden sein. Jahrzehnte vor der Erfindung des Fotoapparats.«

»Es ist also offensichtlich eine Fälschung«, sagte Ivy. »Ich verstehe nicht, warum ihr beide euch deswegen Gedanken macht.«

Tobias und ich gingen gerade einen Korridor in meinem Haus entlang. Das Foto war mir vor zwei Tagen zugeschickt worden, aber ich konnte es einfach nicht aus meinem Kopf verbannen. Ich trug es in der Tasche meines Jacketts mit mir herum.

»Ein Scherz wäre die rationalste Erklärung, Stephen«, sagte Tobias.

»Armando glaubt, dass es echt ist«, wandte ich ein.

»Armando ist ein vollkommener Narr«, erwiderte Ivy. Heute trug sie einen grauen Straßenanzug.

»Stimmt«, sagte ich und hob die Hand wieder an die Tasche in meinem Jackett. Es war nicht schwierig, ein solches Foto zu bearbeiten. Jedes Kind konnte mit einem Photoshop-Programm realistische Fälschungen herstellen.

Armando hatte es durch einige bessere Programme gejagt, es gründlich und auf vielen Ebenen untersucht und eine Menge damit gemacht, was ich mit meinem beschränkten technischen Verständnis nicht begriff, aber er gab zu, dass all das nicht viel aussagte. Ein begabter Künstler könnte alle Tests, die Armando vorgenommen hatte, unterlaufen.

Warum also beschäftigte mich dieses Foto so sehr?

»Das riecht danach, dass irgendetwas beweisen will«, sagte ich. »Es gibt viele Bäume, die älter als die Einsame Zypresse sind, aber nur wenige befinden sich in einer so unverwechselbaren Umgebung. Dieses Foto soll sofort erkennbar sein – zumindest für jemanden, der gute Geschichtskenntnisse besitzt.«

»Das spricht doch umso mehr für einen Scherz, oder?«, meinte Ivy.

»Vielleicht.«

Ich lief zurück in die andere Richtung; meine Aspekte verstummten. Schließlich hörte ich, wie unten eine Tür geschlossen wurde. Ich eilte zur hinunterführenden Treppe.

»Master?«, fragte Wilson, der soeben die Stufen hinaufkletterte.

»Wilson! Ist Post gekommen?«

Er blieb auf dem oberen Treppenabsatz stehen und hielt ein silbernes Tablett in den Händen. Megan vom Reinigungspersonal – natürlich real – eilte hinter ihm hinauf und hastete mit gesenktem Kopf und schnellen Schritten an uns vorbei.

»Sie wird bald kündigen«, sagte Ivy. »Du solltest wirklich versuchen, weniger seltsam zu sein.«

»Das ist viel verlangt, Ivy«, murmelte ich und sah die Post durch. »Vor allem, solange ihr in der Nähe seid.« Da! Ein weiterer Umschlag, identisch mit dem ersten. Hastig riss ich ihn auf und zog ein weiteres Bild heraus.

Dieses hier war verschwommener. Es zeigte einen Mann, der mit einem Handtuch um den Hals vor einer Badewanne

stand. Seine Umgebung wirkte altmodisch. Es war ebenfalls eine Schwarz-Weiß-Aufnahme.

Ich übergab das Foto an Tobias. Er nahm es, hielt es hoch und betrachtete es mit zusammengekniffenen Augen, um die sich die Haut ein wenig runzelte.

»Also?«, fragte Ivy.

»Er wirkt vertraut«, sagte ich. »Ich habe den Eindruck, ich sollte ihn kennen.«

»George Washington«, sagte Tobias. »Anscheinend bei der Morgenrasur. Ich bin überrascht, dass er niemanden hatte, der ihm dabei half.«

»Er war ein Soldat«, sagte ich und nahm das Foto wieder an mich. »Vermutlich war er daran gewöhnt, solche Dinge selbst zu tun.« Ich fuhr mit den Fingern über das glänzende Papier. Die ersten Daguerreotypien – die frühen Fotografien – waren um 1835 entstanden. Davor war niemand in der Lage gewesen, Bilder dieser Art zu machen. Washington war 1799 gestorben.

»Also, das hier ist *offensichtlich* eine Fälschung«, sagte Ivy. »Ein Foto von George Washington? Sollen wir etwa annehmen, dass jemand in der Zeit zurückgereist ist und ausgerechnet ein Foto von George im Badezimmer geschossen hat? Man spielt uns einen Streich, Steve.«

»Vielleicht«, gestand ich ein.

»Er wirkt *tatsächlich* wie George Washington«, sagte Tobias.

»Allerdings haben wir keine Fotos von ihm«, meinte Ivy. »Also können wir es nicht beweisen. Dazu war doch bloß nötig, einen Schauspieler anzuheuern, der ihm ähnlich sieht, dann das Foto zu stellen und auf den Auslöser

zu drücken. Man hätte es nicht einmal bearbeiten müssen.«

»Mal sehen, was Armando darüber denkt«, sagte ich und drehte das Foto um. Auf der Rückseite befand sich eine Telefonnummer. »Aber zuerst sollte jemand Audrey holen.«

»Nun dürft ihr euch Seiner Majestät nähern«, sagte Armando. Er stand vor seinem Fenster, das dreieckig war – er bewohnte eines der höchstgelegenen Zimmer des Hauses. Er hatte es so gewollt.

»Darf ich auf ihn schießen?«, fragte J. C. mich leise. »Du weißt schon – auf eine Stelle, die nicht wichtig ist. Vielleicht in den Fuß.«

»Das hat Seine Majestät gehört«, sagte Armando mit weichem spanischem Akzent und richtete seinen keineswegs amüsierten Blick auf uns. »Stephen Leeds. Hast du das Versprechen erfüllt, das du mir gegeben hast? Ich muss den Thron zurückerhalten.«

»Wir arbeiten daran, Armando«, sagte ich und reichte ihm das Foto entgegen. »Wir haben wieder eins bekommen.«

Armando seufzte und nahm mir die Aufnahme aus der Hand. Er war ein dünner Mann mit schwarzem Haar, das er eingölt und zurückgekämmt trug. »Armando geruht, dein Bittgesuch wohlwollend anzunehmen.« Er hielt das Foto hoch.

»Weißt du, Steve«, meinte Ivy und kam durch den Raum auf uns zu, »wenn du schon Halluzinationen erschaffst, dann solltest du einmal daran denken, sie weniger unangenehm zu gestalten.«

»Schweige still, Frau«, sagte Armando. »Hast du die Bitte Seiner Majestät überdacht?«

»Ich werde dich nicht heiraten, Armando.«

»Aber dann wärest du eine Königin!«

»Du hast keinen Thron. Und als ich das letzte Mal nachgesehen habe, hatte Mexiko einen Präsidenten und keinen König.«

»Drogenbarone bedrohen mein Volk«, sagte Armando und betrachtete das Bild. »Es verhungert und ist gezwungen, sich den Launen fremder Mächte zu beugen. Das ist eine Schmach. Dieses Bild ist echt.« Er gab es mir zurück.

»Das ist alles?«, fragte ich. »Musst du keinen von diesen Computertests machen?«

»Bin ich etwa nicht der Experte für Fotografie?«, entgegnete Armando. »Bist du etwa nicht mit einer erbärmlichen Bitte zu mir gekommen? Ich habe gesprochen. Es ist echt. Keine Tricks. Aber der Fotograf ist ein Hanswurst. Er weiß nichts über die *Kunst* dieses Handwerks. Diese Bilder beleidigen mich mit ihrer vollkommenen Durchschnittlichkeit.« Er drehte uns den Rücken zu und schaute wieder aus dem Fenster.

»Darf ich *jetzt* auf ihn schießen?«, fragte J. C.

»Ich bin versucht, es dir zu erlauben«, meinte ich und drehte das Foto um. Audrey hatte sich die Handschrift auf der Rückseite angesehen, war aber nicht in der Lage gewesen, sie einem der Professoren, Psychologen oder anderen Personen zuzuordnen, die mich studieren wollten.

Ich zuckte die Achseln und holte mein Telefon hervor. Es war eine örtliche Nummer. Es klingelte nur einmal, bevor abgenommen wurde.

»Hallo?«, sagte ich.

»Darf ich Sie besuchen kommen, Mister Leeds?« Es war eine Frauenstimme mit einem schwachen Südstaaten-Akzent.

»Wer sind Sie?«

»Die Person, die Ihnen Rätsel schickt.«

»Nun, *das* ist mir klar.«

»Darf ich Sie besuchen kommen?«

»Ich ... ich glaube schon. Wo sind Sie?«

»Draußen vor Ihrem Tor.« Es wurde aufgelegt. Einen Augenblick später ertönte das Glockenspiel, als jemand am Tor klingelte.

Ich sah die anderen an. J. C. schob sich mit gezogener Pistole zum Fenster und beobachtete die Auffahrt. Armando warf ihm einen finsternen Blick zu.

Ivy und ich verließen Armandos Zimmer und gingen zur Treppe.

»Bist du bewaffnet?«, fragte J. C. und eilte hinter uns her.

»Gewöhnliche Leute gehen in ihrem eigenen Haus nicht mit einer Pistole spazieren, J. C.«

»Doch, das tun sie, wenn sie überleben wollen. Geh und hol deine Waffe.«

Ich zögerte, dann seufzte ich. »Lass sie hinein, Wilson!«, rief ich, begab mich aber erst einmal zu meinen eigenen Zimmern – den größten im ganzen Haus – und holte meine Pistole aus dem Nachtschränkchen. Ich steckte sie in ein Halfter unter der Achsel und zog mein Jackett wieder an. Es fühlte sich gut an, bewaffnet zu sein, aber ich bin ein *schrecklicher* Schütze.

Als ich die Treppe hinunter zur Haustür schritt, hatte Wilson sie bereits geöffnet. Eine dunkelhäutige, etwa drei-

big Jahre alte Frau stand dort. Sie trug einen Anzug mit schwarzem Jackett und kurze Rastalocken. Sie nahm ihre Sonnenbrille ab und nickte mir zu.

»Ins Wohnzimmer, Wilson«, sagte ich, als ich den Fuß der Treppe erreicht hatte. Er geleitete sie dorthin; ich trat hinter ihr ein und wartete darauf, dass auch J. C. und Ivy hereinkamen. Tobias saß bereits dort und las in einem Geschichtsbuch.

»Limonade?«, fragte Wilson.

»Nein danke«, sagte ich und zog die Tür zu, während Wilson draußen blieb.

Die Frau schlenderte im Zimmer herum und betrachtete die Einrichtung. »Nettes Haus«, meinte sie. »Haben Sie das alles mit dem Geld bezahlt, das die Leute Ihnen für Ihre Hilfe anbieten?«

»Das meiste kam von der Regierung«, sagte ich.

»Man erzählt sich, dass Sie nicht für sie arbeiten.«

»Das stimmt, aber ich habe es einmal getan. Außerdem stammt das meiste aus Fördergeldern von Professoren, die über mich forschen wollten. Ich habe gewaltige Summen dafür gefordert, weil ich dachte, das hält sie ab.«

»Aber das hat es nicht.«

»Nichts hält sie ab«, sagte ich und zog eine Grimasse. »Setzen Sie sich.«

»Ich bleibe lieber stehen«, sagte sie und betrachtete meinen van Gogh. »Ich heiße übrigens Monica.«

»Monica«, sagte ich und zog die beiden Fotografien hervor. »Ich finde es beachtlich, dass Sie erwarten, ich würde Ihre lächerliche Geschichte glauben.«

»Und dabei habe ich Ihnen noch gar keine Geschichte erzählt.«

»Aber das werden Sie«, sagte ich und warf die Fotografien auf den Tisch. »Eine Geschichte über Zeitreisen und über einen Fotografen, der offenbar nicht weiß, wie er mit dem Blitzlicht umgehen muss.«

»Sie sind ein Genie, Mister Leeds«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Nach einigen Bekundungen, die ich gelesen habe, sind Sie der klügste Mensch auf diesem Planeten. Wenn es einen offensichtlichen Fehler in diesen Fotografien gegeben hätte – oder auch einen nicht so offensichtlichen –, hätten Sie sie weggeworfen. Und Sie hätten mich auf keinen Fall angerufen.«

»Sie irren sich.«

»Sie ...?«

»Diejenigen, die mich ein Genie nennen«, sagte ich und setzte mich in den Sessel neben Tobias. »Ich bin kein Genie. Eigentlich bin ich sogar ziemlich durchschnittlich.«

»Das fällt mir schwer zu glauben.«

»Glauben Sie, was Sie wollen«, sagte ich, »aber ich bin *kein* Genie. Diese Ehre gebührt nur meinen Halluzinationen.«

»Danke«, sagte J. C.

»*Einigen* meiner Halluzinationen«, berichtete ich mich.

»Sie akzeptieren es, dass die Personen, die Sie sehen, nicht real sind?«, fragte Monica und wandte sich mir zu.

»Ja.«

»Aber Sie reden mit ihnen.«

»Ich will ihre Gefühle nicht verletzen. Außerdem können sie sehr hilfreich sein.«

»Danke«, sagte J. C.

»Einige von ihnen können sehr hilfreich sein«, berichtigte ich mich. »Wie dem auch sei, sie sind der Grund, warum Sie hier sind. Sie wollen sich ihres Verstandes bedienen. Und jetzt erzählen Sie mir Ihre Geschichte, Monica, oder hören Sie damit auf, meine Zeit zu verschwenden.«

Sie lächelte und setzte sich. »Es ist nicht so, wie Sie denken. Es gibt keine Zeitmaschine.«

»Oh?«

»Sie klingen nicht überrascht.«

»Zeitreisen in die Vergangenheit sind höchst, *höchst* ungläubhaft«, sagte ich. »Selbst wenn sie stattgefunden hätten, würde ich nichts davon wissen, denn sie hätten einen alternativen Pfad der Wirklichkeit erschaffen, von der ich kein Teil bin.«

»Oder aber das hier ist die alternative Wirklichkeit.«

»In diesem Fall«, sagte ich, »ist eine Reise in die Vergangenheit für mich noch immer irrelevant, denn jemand, der durch die Zeit zurückreist, würde einen alternativen Pfad erschaffen, an dem ich wiederum keinen Anteil habe.«

»So lautet zumindest eine der Theorien«, sagte sie. »Aber das ist bedeutungslos. Wie ich schon sagte, gibt es keine Zeitmaschine. Zumindest nicht im herkömmlichen Sinn.«

»Dann sind diese Fotos Fälschungen?«, fragte ich. »Sie langweilen mich bereits, Monica.«

Sie legte drei weitere Bilder auf den Tisch.

»Shakespeare«, sagte Tobias, als ich eines nach dem anderen aufnahm. »Der Koloss von Rhodos. Oh ... das ist aber gerissen.«

»Elvis?«, fragte ich.

»Anscheinend einen Augenblick vor seinem Tod«, sagte Tobias und deutete auf das Bild der verblässenden Pop-Ikone, die mit hängendem Kopf in ihrem Badezimmer saß.

J. C. schniefte. »Als ob es da draußen niemanden gäbe, der nicht genauso aussieht wie *dieser Kerl*.«

»Diese Bilder stammen von einer Kamera«, sagte Monica und beugte sich vor, »die Bilder aus der Vergangenheit aufnimmt.«

Sie machte eine Pause – des dramatischen Effekts wegen. J. C. gähnte.

»Das Problem bei jedem einzelnen von ihnen«, sagte ich und warf die Fotos auf den Tisch, »besteht darin, dass sie grundsätzlich nicht verifizierbar sind. Es sind Fotos von Dingen, für die es keine andere bildliche Darstellung gibt, die ihre Echtheit beweisen könnte, und deshalb können sie auch nicht durch kleine Ungenauigkeiten entlarvt werden.«

»Ich habe das Gerät bei der Arbeit gesehen«, erwiderte Monica. »Seine Wirksamkeit wurde in einer strengen Versuchsanordnung bewiesen. Wir standen in einem sterilen Raum, den wir dafür vorbereitet hatten, zogen Spielkarten mit der Rückseite nach oben und hielten sie hoch. Dann verbrannten wir die Karten. Der Erfinder des Geräts betrat den Raum und machte Fotos. Sie zeigten uns genau dort, wo wir vorher gestanden hatten, und sie zeigten auch die Karten und ihre Aufdrucke.«

»Wunderbar«, meinte ich. »Wenn ich bloß einen Grund fände, Ihren Worten zu vertrauen.«

»Sie können das Gerät selbst ausprobieren«, sagte sie. »Benutzen Sie es, um von der Vergangenheit jede Antwort zu erhalten, die Sie haben möchten.«

»Das könnten wir«, sagte Ivy, »wenn es nicht gestohlen worden wäre.«

»Das könnte ich«, wiederholte ich im Vertrauen auf das, was Ivy gesagt hatte. Sie hatte einen guten Instinkt für Befragungen und flüsterte mir manchmal meine Worte ein. »Aber das Gerät wurde gestohlen, nicht wahr?«

Monica lehnte sich in ihrem Sessel zurück und runzelte die Stirn.

»Das war nicht schwierig zu erraten, Steve«, meinte Ivy. »Sie wäre nicht hier, wenn alles korrekt funktionieren würde, und sie hätte die Kamera mitgebracht, um damit anzugeben, wenn sie wirklich wollte, dass wir sie auf die Probe stellen. Man könnte natürlich glauben, dass sie sich irgendwo in einem Labor befindet und zu wertvoll ist, um herumgeschleppt zu werden. Doch in diesem Fall hätte sie uns in ihr Zentrum der Macht eingeladen, anstatt in das unsere zu kommen.

Sie ist verzweifelt, trotz ihres ruhigen Äußeren. Siehst du, wie sie mit den Fingern auf die Armlehne trommelt? Jetzt weißt du auch, warum sie sich beim ersten Teil des Gesprächs nicht gesetzt hat, denn sie wollte dich überragen und ihre Autorität stärken. Sie hat erst dann Platz genommen, als es ihr unangenehm wurde, dass du so entspannt bist.«

Tobias nickte. »Tu nie etwas im Stehen, das du auch im Sitzen tun kannst, und tu nie etwas im Sitzen, das du auch im Liegen tun kannst.« Das ist ein chinesisches Sprichwort, das üblicherweise Konfuzius zugeschrieben wird. Natürlich gibt es von Konfuzius keine gesicherten Texte, und so ist fast alles, was wir ihm in den Mund legen, mehr oder

weniger reine Vermutung. Ironischerweise ist das Einzige, vom dem wir sicher sind, dass er es gelehrt hat, die Goldene Regel – und dieses Zitat wird oft fälschlicherweise Jesus von Nazareth untergeschoben, der es aber auf andere Weise ausgedrückt hat ...«

Ich ließ ihn reden; das Anschwellen und Abebben seiner ruhigen Stimme überspülte mich wie Wellen. Es war dabei nicht wichtig, was er sagte.

»Ja«, meinte Monica schließlich. »Das Gerät wurde gestohlen. Und deswegen bin ich hier.«

»Also haben wir ein Problem«, sagte ich. »Dieses Gerät wäre für mich die einzige Möglichkeit gewesen, die Echtheit dieser Bilder nachzuprüfen. Aber ich kann das Gerät nur dann bekommen, wenn ich das tue, was Sie von mir wollen – das heißt, ich könnte am Ende herausfinden, dass Sie nur mit mir gespielt haben.«

Sie warf ein weiteres Foto auf den Tisch. Es zeigte eine Frau mit Sonnenbrille und Regenmantel, die in einem Bahnhof stand. Das Bild war von der Seite aufgenommen, während sie einen Monitor über ihr betrachtete.

Sandra.

»Oho«, meinte J. C.

»Woher haben Sie das?«, wollte ich wissen und stand auf.

»Ich habe Ihnen schon gesagt ...«

»Das ist jetzt kein Spiel mehr!« Ich hieb mit beiden Händen auf den Tisch. »Wo ist sie? Was wissen Sie?«

Monica zog sich ein wenig zurück und machte große Augen. Die Leute wissen nicht, wie sie mit Schizophrenen umgehen müssen. Sie haben Geschichten gehört und Filme gese-

hen. Wir machen ihnen Angst, obwohl wir nach der Statistik nicht mehr Gewaltverbrechen begehen als der Durchschnitt.

Natürlich behaupten einige der Personen, die Abhandlungen über mich geschrieben haben, ich sei *nicht* schizophren. Die Hälfte glaubt, dass ich das alles erfinde. Und die andere Hälfte ist der Meinung, dass ich irgendeine neue, andere Krankheit habe. Was immer ich auch habe – wie immer auch mein Hirn funktionieren mag –, es gab bisher nur eine einzige Person, die wirklich zu mir durchdringen konnte. Und das war die Frau auf dem Foto, das Monica soeben auf den Tisch geworfen hatte.

Sandra. In gewisser Weise hatte alles mit ihr angefangen.

»Das Bild war nicht schwer zu bekommen«, sagte Monica. »Als Sie noch Interviews gegeben haben, haben Sie oft über sie gesprochen. Offensichtlich haben Sie gehofft, dass jemand diese Interviews liest und Ihnen Informationen über sie bringt. Vielleicht haben Sie gehofft, dass sie erkennt, was Sie zu sagen haben, und zu Ihnen zurückkehrt ...«

Ich zwang mich dazu, wieder Platz zu nehmen.

»Sie wussten, dass sie zum Bahnhof gegangen ist«, fuhr Monica fort. »Und zu welcher Zeit. Aber Sie wussten nicht, welchen Zug sie genommen hat. Wir haben so lange fotografiert, bis wir sie gefunden hatten.«

»Es muss mindestens ein Dutzend Frauen mit blondem Haar und dem entsprechenden Aussehen in jenem Bahnhof gegeben haben«, sagte ich.

Niemand wusste wirklich, wer sie war. Nicht einmal ich selbst.

Monica holte ein ganzes Bündel Fotografien hervor; es waren mindestens zwanzig. Jede von ihnen zeigte eine Frau. »Wir dachten, dass diejenige, die drinnen eine Sonnenbrille trägt, die beste Wahl ist, aber wir haben an jenem Tag in dem Bahnhof jede Frau in ungefähr dem richtigen Alter fotografiert. Für alle Fälle.«

Ivy legte die Hand auf meine Schulter.

»Ganz ruhig, Stephen«, sagte Tobias. »Ein starkes Ruder steuert das Schiff auch durch den heftigsten Sturm.«

Ich atmete ein und aus.

»Darf ich *ihr* eine Kugel verpassen?«, fragte J. C.

Ivy rollte mit den Augen. »Sag mir, warum wir ihn hier behalten.«

»Wegen meinem verwegenen, guten Aussehen«, meinte J. C.

»Hör mir zu«, sagte Ivy zu mir. »Monica untergräbt ihre eigene Geschichte. Sie behauptet, zu dir gekommen zu sein, weil die Kamera gestohlen wurde – aber wie konnte sie die Fotos von Sandra ohne die Kamera machen?«

Ich nickte, bemühte mich unter Schwierigkeiten, wieder einen klaren Kopf zu bekommen, und brachte diesen Einwand gegenüber Monica vor.

Sie lächelte verschlagen. »Wir hatten Sie bereits für ein anderes Projekt im Sinn und waren der Meinung, dass diese Fotos dabei ganz ... hilfreich wären.«

»Verdammt«, sagte Ivy, stellte sich dicht vor Monica und schaute ihr tief in die Augen. »Ich glaube, damit könnte sie recht haben.«

Ich starrte das Bild an. Sandra. Es war schon fast zehn Jahre her. Es tat noch immer weh, wenn ich daran dachte,